

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Abonnementspreis pro Monat inkl. Bringerlohn 60 Pfg., bei Selbstabholung 50 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage „Neue Welt“ inkl. Bringerlohn 75 Pfg., bei Selbstabholung 60 Pfg. — Durch die Post bezogen (Postzeitungsliste Nr. 4841) vierteljährlich 1,80 Mk., für 2 Monate 1,20 Mk., für 1 Monat 60 Pfg. exkl. Bestellgeld.

Chefredaktion:
Dr. Bruno Schoenlauf.

Anserate werden die 5-spaltige Zeile oder deren Raum mit 20 Pfg. berechnet. Berechnungen 15 Pfg. — Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Betrag ist im voraus zu bezahlen. — Inserate müssen bis spätestens 9 Uhr früh in der Expedition aufgegeben sein. — Aufgegebene Inserate können nicht wieder zurückgezogen werden.

Die Leipziger Volkszeitung erscheint täglich mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag und Expedition: Mittelstraße 6. Geschäftszeit 8—12 und 2—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. Redaktion: Mittelstraße 6, part. Sprechstunde: 6—7 Uhr, Sonn- und Feiertags geschlossen. — Telephon: Amt I. Nr. 2721. Telegrammadresse: Volkszeitung Leipzig.

Morgen Marianne vor dem Schlafengehen. Von J. Braakensiek.

Parallelen der Weltgeschichte.

* Leipzig, 7. November.

Man schreibt uns: Wenn eine alte Kultur zur Reize geht und der inneren Auflösung verfällt, so zeigen sich gewöhnlich zwei Erscheinungen, die unter verschiedenen und mannigfachen Formen auftreten: erstens das Verstreben, durch äußere Gewalt die innere Auflösung zu verhindern, und zweitens das Herauswachsen eines neuen sozialen Princips aus dem Verfall des alten.

Das alte Römerreich zeigt uns dies Bild am deutlichsten. Als die innere Fäulnis alle Stützen der alten Ordnung zerfressen und den ganzen stolzen Bau des Weltreichs unterhöhlte hatte, da griff man zu äußeren Gewaltmitteln, mit denen man den Bestand der alten Form zu fristen hoffte. Eine Militärdiktatur bildete sich aus, die aber schließlich, bei dem ewigen Wechsel ihrer Häupter, selbst eine der Hauptursachen des Untergangs des Römerreichs geworden ist. Zugleich kam eine noch wichtigere Neugestaltung zum Durchbruch. Die gewerbliche Arbeit, die in den Zeiten der Republik verachtet gewesen war, kam plötzlich zu Ehren. Es bildeten sich jene Genossenschaften, die Rom mit Lebensmitteln versorgten und die auch den berückeltesten Pöbel Roms, der sich vom Staate füttern ließ, ernährten. Dieser „Sozialismus“ hing mit dem Cäsarismus eng zusammen; es war eine Art Staatssozialismus in recht primitiver Form. Im übrigen hat er weit mehr dazu beigetragen, den Verfall des Römerreichs hinauszuschieben, als die Militärdiktatur.

In der modernen Gesellschaft giebt es keine Sklaverei im antiken Sinne und auch keinen antiken Pöbel, denn bei uns wird auch das Lumpenproletariat nicht in dem Sinne, wie im alten Rom, auf Kosten der Gesamtheit erhalten. Demgemäß müssen auch die Erscheinungen, die der beginnende Verfall unserer bürgerlich-feudalen Welt zeitigt, in einzelnen Zügen von denen der antiken Welt verschieden sein, wenn auch die Ähnlichkeit im ganzen frappierend ist.

* Diesen faulen römischen Pöbel, der sich auf Kosten aller unterhalten ließ, vergleichen dumme Professoren oftmals mit dem modernen Proletariat, durch dessen Arbeit die ganze Gesellschaft besteht.

Die Schärfe, die die Klassenkämpfe angenommen haben, beweist, wie sehr die alte Gesellschaft in der Zerfetzung begriffen ist. Die Massenarmut ist der unsicherste Untergrund für ein Gemeinwesen, und das alte Rom suchte sich durch die Massenabfütterungen auf Staatskosten über diese schreckliche Kalamität hinwegzuhelfen. Das geht bei uns schon darum nicht, weil die Masse bei uns sich mitten im Erwerbseleben befindet und keine Geschenke, sondern nur lohnende Arbeit — für den Augenblick! — verlangt. Die Auflösung der Gesellschaftsorganisation durch den wirtschaftlichen Krieg aller gegen alle, durch die kapitalistische Anarchie in der Warenproduktion, durch die rücksichtslose Vernichtung des wirtschaftlich Schwachen seitens des Stärkeren, durch die heillose Korruption der herrschenden und das Elend der arbeitenden Klassen schreitet so schnell fort, wie es der Zeit des Dampfes und der Elektrizität entspricht. Mit Riesenschritten gehen wir dem Zeitpunkt entgegen, da die alten Formen von selbst auseinander fallen und eine soziale Neugestaltung zur Unvermeidlichkeit wird.

Die herrschenden Klassen fühlen das wohl und daher ihr ängstliches Suchen nach Mitteln, den inneren Verfall aufzuhalten, ihm vorzubeugen. Aber wo finden sie solche Mittel? Auf dem dürren Acker ihres Geistes ist ihnen keine neue historische Erkenntnis gewachsen, sie kommen auf das zurück, was man vor tausend und mehr Jahren auch schon gewußt hat. Immer wieder das alte armselige Rezept: durch äußere Gewaltmittel soll der innere Verfall aufgehalten werden.

Fast überall in civilisirten Europa, wo der ökonomische Verfall der einzelnen Gemeinwesen die politische Verworfenheit nach sich zieht und die Gegensätze auf die Spitze treibt, sehen wir darum das Streben nach Militärdiktatur, wo eine solche nicht schon besteht. In Rußland regiert eine militärische Bureaucratie. Italien weiß schon längst kein anderes Mittel mehr, sich aus seinen inneren Krisen zu retten, als die Militärdiktatur. In Spanien liegt die Gefahr vor, daß die Militärdiktatur eine dauernde Einrichtung wird. In Frankreich, einst dem klassischen Lande der Revolutionen von unten auf, steht die Republik unter dem Zeichen des militärischen Staatsstreiches. Und in Deutschland, wo eine verachtete Junkerkaste und eine profitwütige Großbourgeoisie daran verzweifeln, gegenüber dem gewaltigen Aufschwung der sozialistischen Bewegung ihre feudalen und kapitalistischen Privilegien auf die Dauer behaupten zu können, schreit man in jenen Kreisen schon lange nach Staatsstreich und Militärdiktatur. Das Bürgertum in seiner großen Masse, feig und kraftlos und vom

„roten Gespenst“ erschreckt, duckt sich unter die Gewalt wie die Tiere des Waldes sich verkrühen, wenn ein Unwetter losbricht.

Was in Frankreich sich jetzt abspielt, ist keine vereinzelte Erscheinung; es ist eine scharfe Signatur der gesamten Situation in der alten Kulturwelt. Dieselbe Krisis kann in fast jedem anderen Lande Europas kommen, mit dem äußerlichen Unterschied, den die Besonderheiten eines jeden Landes bedingen.

Daß man sich auf Wajonette nicht setzen kann, bleibt eine unumstößliche Wahrheit und darum kann auch eine Militärdiktatur nicht dauern, kann den inneren Verfall der Gesellschaft nicht aufhalten. Die Militärdiktatur wird sich bei uns um so viel schneller abwirtschaften, wie im alten Rom, als Eisenbahnen, Dampfschiffe und Telegraphen den alten Pferde- und Ochsenfuhrwerken an Schnelligkeit voraus sind.

Das neue Princip, der Sozialismus, ist längst aus dem Boden der alten Gesellschaft herausgewachsen. Aber er wird kein Werkzeug des Cäsarismus werden, wie er im alten Rom es gewesen ist.

Heute steht keine feige, entnernte, aus Faulenzen und an Staatsfütterung gewöhnte Pöbelmasse da, die gewillt ist, für „Brot und Spiele“ sich den Fuß eines jeden Diktators auf den Nacken setzen zu lassen. Heute erscheint eine klassenbewußte Arbeiterschaft, die ihre Macht kennt und die recht gut versteht, daß die Gesellschaft ohne die Arbeit ihrer Gedanken und ihrer Hände nicht bestehen kann. Diese Klasse, fühlt es auch, daß sie die weltgeschichtliche Bestimmung hat, die Trägerin einer neuen und höheren Kultur zu werden, wenn die alte abgestorben ist und an ihren eigenen Schwächen und Mängeln zu Grunde geht.

Darum hat auch diese sozialistische Bewegung nicht den Beruf, das Alte und Ueberlebte zu konservieren, wie der Staatssozialismus im alten Rom, sondern sie wird, wenn sie die politische Macht errungen hat, ein neues Gesellschaftsgebilde herstellen helfen, dessen innere Stärke auch seinen Bestand verbürgt.

Gegenüber der Dauer des einzelnen Menschenlebens erscheinen die weltgeschichtlichen Fortschritte langsam, aber sie sind da, wie man sieht.

Die Arbeiten und Kämpfe vieler Jahrhunderte müssen ihre Früchte tragen. Wir treten in eine neue geschichtliche Epoche ein, in die Epoche der Arbeiter. Daran kann keine Militärdiktatur etwas ändern.

Seniileton.

281

Nachdruck verboten.

Unfühbar.

Erzählung von Marie von Guér-Göhenbach.

Und erst auf dem Orchester im Tanzsaal, wie ging es da zu! Da wurde gestimmt und gelüft und Straußische Musik einstudiert. Eine stürmische Auferstehung für die Streich- und Blasinstrumente, die geruht hatten in ihren Särgen, seitdem sie der längst vergessenen Weise eines Monvot à la roine ihre Stimmen geliehen. Der greise, immer mürrische Schlosswärter, der sich als der eigentliche Schlossherr betrachtete, griff ungern genug auf Hermanns Befehl nach seinem Schlüsselbund. Und die eisenschlagenen Eichenschränke in der Silberkammer lieferten die Schätze aus, die ihr Hüter sorgsam pflegte und getzig verbarg vor der Neugier der Baien. Da kamen sie hervor und schmückten die Tafel im großen Speisesaal, die phantastischen Krüsser und Trinkschiffe, die Manteluschalen, die romanischen Potale und die gotischen, mit ihren kleinen durchbrochenen Türmen, Spitzbögen und Phialen. Kannen, Becher, Schüsseln in bewunderungswürdig getriebener Arbeit, mit Figurenreliefs, eingeschmolzener Emailierung, eingesetzten Edelsteinen, Triumphe der Goldschmiedekunst, die Hand Jamnitzers, Eisenhoids, Dinglingers verratend, dieser bescheidenen Meister einer Kleinkunst, aus deren Werkstätten so viele große Künstler hervorgegangen sind.

Die Einladungen zu dem Feste waren im Stile des achtzehnten Jahrhunderts verfaßt. Die „Cavaliere und

Dames“ wurden gebeten, nach dem Kesseltreiben, das an der Stelle des historischen Fuchsprellens abgehalten werden sollte, „in grünemmetener, mit Silber verschamerter Kleidung“ beim Mahle zu erscheinen. Zur Jagd selbst kamen die Gäste natürlich in beliebigem Kostüm: —

„Je schätzbiger, je schidtiger!“

Carla und Betty Wonsheim, die das Wort erfunden hatten, brachten es zu Ehren, sahen jedoch nicht vorteilhaft aus in ihren zerdrückten Hüten, ihren alten Paletots, kurzen Röcken und abgetragenen Schnürstiefeln.

Wenn aber die Herren mit ihren ledernen Jagdhosen die Zimmer putzen lassen, um ihnen jeden Schein von Neuheit zu benehmen, dürfen die Damen nicht zurückbleiben, und auch ihre Ausstaffierung muß die Spur von hundert blutigen Schlachten gegen Haar- und Federwild tragen.

Als die Gäste versammelt waren, fand der Aufzug statt, den Willy, Wilhelms Erstgeborener, mit dem bloßen Hirschfänger in der Rechten, anführte. Ein ergötzliches Schauspiel, bei dem weder die Schar der Leute im „wilden Mannshabit“ noch der Künstler, der den „pohlnischen Vock“ pfeifen konnte, noch der Weidmann fehlte, der das Parforcehorn musikalisch zu blasen verstand.

Die Gesellschaft spendete reichlichen Applaus und bestieg in bester Stimmung die Wagen, die sie nach dem Revier brachten, wo der erste Trieb stattfand. Der letzte sollte die Jäger am Nachmittag in die Nähe des Schlosses zurückführen, und diesen versprach Maria, den Bitten aller nachgebend, mitzumachen.

Zur bestimmten Stunde verließ sie das Haus. Es war kalt, ein scharfer Nord hatte sich erhoben, setzte den dünnen, harten Schnee in die Gräben und Mulden, und blies von Zeit zu Zeit einen Schauer feiner Eisnadeln über die Felder.

Still und schweigend kamen die Jäger heran; die flügel-führenden an der Spitze. Der Ordner befahl Halt, und nun teilte sich der Zug. In gleicher Entfernung von dem anderen ging je ein Schütze zwischen zwei Treibern, seinem Stande zu.

Seit ihrer Kindheit hatte Maria nicht mehr an einem Kesseltreiben teilgenommen und nur einen verworrenen Eindruck davon behalten. Nun schritt sie neben Clemens, dem sie schon am Morgen ihre Begleitung zugesagt hatte und der ihr ganz merkwürdig vorkam. Eine heftige Aufregung spielte sich in seinem sonst so phlegmatischen Gesicht; aber er blieb stumm.

Der Kreis war geschlossen, die Jäger begannen vorzurücken.

Alles noch regungslos da drin in dem feichten, leicht beschneiten Ackergrunde, der sich gleichmäßig senkt und dann wieder erhebt bis zur Einhegung des Parks.

„Die Hasen waren klug,“ sagte Maria. „Sind alle fort, im Walde.“

„Sind da, ducken sich nur,“ antwortete Clemens.

Die Treiber begannen ihre Klappern zu rühren. Ein zerlumpter Junge in durchlöcherter Socken sprang vor Maria her, offenbar in der Absicht, von ihr bemerkt zu werden. Er jagte auch wirklich einen Hasen auf. Dann rückten drei andere nach, vier, sechs. . . Der erste Schuß knallte, ein großer, fetter Hase stürzte und blieb auf der Stelle.

„Das war die Betty,“ murmelte Clemens, und ein Ausdruck leidenschaftlichen Reides umzuckte seinen Mund. Seine Hände zitterten, er schoß und fehlte, schoß wieder und traf, aber schlecht. Auf drei Läusen sprang sein Opfer dem nächsten Nachbarn in den Schuß. Nun nahm er sich zusammen, nun war er wieder er selbst. Wohl dem Meister Lampe, der ihn kam, er hatte nicht lange zu leiden.